

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 5

Artikel: In einsamer Inselwelt [Schluss folgt]
Autor: Job, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einmal hatte ihm Gottfried geschrieben, daß er gänzlich abgelebert sei und notwendig einen Sommeranzug brauche. Paul wollte sich gerade einen Sonntagsrock machen lassen, denn sein alter war ihm ausgewachsen; seufzend packte er das Geld, das er dafür bestimmt hatte, in ein Kuvert und schickte es dem Bruder, ließ aber in dem Begleitbriefe etwas davon einfließen, daß es mit seiner eigenen Garderobe nicht minder übel bestellt sei. Der Bruder zeigte sich großmütig, er schickte ihm vierzehn Tage später ein Paket mit Kleidern und einen Brief, in dem es hieß: „Ich schicke Dir anbei einen abgelegten Anzug von mir. Du in Deiner anspruchslosen Stellung wirst ihn wohl noch verwerten können.“

Auch den Zwillingen hatte Paul eine glänzendere Zukunft ermöglicht, als die gedrückten Verhältnisse des Hauses es erwarten ließen. Er hatte dahin gewirkt, daß die Pfarrerin, eine ehemalige Gouvernante, sie in die Privatschule aufnahm, die sie für die Töchter wohlhabender Besitzerfamilien aus der Umgegend errichtet hatte.

Das Schulgeld war nicht das schlimmste dabei — auch die Bücher und Hefte ließen sich wohl aufreiben — aber schwer, sehr schwer war es, die nötige Garderobe instand zu halten, denn sein Stolz litt es nicht, daß die Schwestern hinter ihren Freundinnen zurückblieben und etwa als Bettlerkinder von ihnen betrach-

tet würden. Er selbst hatte das Gefühl, über die Achsel angesehen zu werden, allzu sehr an sich kennen gelernt, um es den Schwestern zu gönnen.

An der Mutter fand er selbst für diese weiblich gearteten Sorgen keinen Rückhalt mehr. Sie war nun durch die steten Scheltreden ihres Mannes so verängstigt, daß sie nicht mehr den Mut fand, einen Faden Band auf eigene Verantwortung einzukaufen.

„Was du tust, mein Sohn, wird gut sein,“ sagte sie; und Paul fuhr zur Stadt und ließ sich von dem Stoffhändler und von der Schneiderin betrügen.

Die Zwillinge blühten empor, sorglos und übermütig, ohne eine Ahnung davon, welch ein Trauerspiel sich in ihrer nächsten Nähe abspielte.

In ihrem zehnten Jahre prügelten sie sich mit den Jungen des Dorfes herum, im zwölften gingen sie mit ihnen auf den Birnendiebstahl, und im fünfzehnten ließen sie sich von ihnen Weilschensträuße schenken...

Sie galten nun weit und breit als die schönsten Mädchen der Gegend. Paul wußte das wohl und war nicht wenig stolz darauf, aber was er nicht wußte, war, daß sie sich hinter dem Gartenzaune Stellidichein gaben und daß die Hälfte ihrer Konfirmationsbrüder sich rühmen durfte, ihre süßen, roten Lippen geküßt zu haben. —

(Fortsetzung folgt.)

Herbst.

Herbst greift mit seinen Nebelhänden
In grüne Landschaft sacht hinein —
Er birgt die Ferne hinter Wänden,
Spinnt Haus und Garten fraulich ein.

Und trifft noch durch die Himmelslücke
Der milden Sonne satter Strahl,
Zum letzten Flug setzt an die Mücke —
Wie Flammen zünden Berg und Tal.

Wir wissen's, 's ist uralte Geschehen.
Umsonst greift Wehmut in das Rad —
Stets wird uns Blattfall neu verwehen
Des Herbstes abend-gold'nen Pfad.

Paul Raef.

In einsamer Inselwelt.

Reiseeindrücke aus Sardinien von Jakob Job.

Abends fährt ein Dampfer von Civitavecchia hinüber nach Sardinien, der einsamen Insel, stößt ab im Abendlicht und kommt im Morgengrauen drüben an. Meist ist er fast menschenleer; aber als wir am hohen Donnerstag uns einschifften, war er von einer bunten

Menge erfüllt: Offizieren und Soldaten, die über die Ostertage in die Heimat auf Urlaub gingen, Angestellten, die über die Festtage wieder einmal die Mutterinsel besuchen wollten, Ausflüglern, die es wagten, einmal in die terra ignota hinüber zu fahren. Daran hat-

ten wir nicht gedacht, als wir unsere Reise vorbereiteten. Nun waren alle Kabinen längst besetzt, und es blieb uns nichts anderes übrig, als die Nacht auf dem Deck zu verbringen.

Doch verschmerzten wir die schmalen Schiffsbetten leicht, denn diese Nacht war wundervoll blau und sternklar. Und das Meer lag ruhig wie ein großer See.

Es ist schon völlig dunkel, wie wir ausfahren. Wir wandern über Deck, uns ein Ruheplätzchen zu suchen. Vorn am Bug ist alles menschenleer, denn die Luftströmung ist hier am stärksten fühlbar. Aber wenn wir uns ducken und uns niederlegen, so schützt uns die Bordwand vor jeglichem Winde.

Und so hüllen wir uns denn in unsere Mäntel, strecken uns wohligh aus und träumen hinauf zum schimmernden Sternengezette. Dunkel wölbt es sich über unseren Häuptern. Langsam steigt der Mond auf, schön und feierlich. Barte Schäfchenwölklein umsäumen das hohe Gewölbe, weiße Schleier der dunklen Nacht.

Wir liegen, sinnend, träumen, schlafen. Oft weckt uns die kühle Nachtluft oder das laute Sprechen der auf dem Deck herum wandernden Soldaten. Gegen Mitternacht wird es empfindlich kühl. Die Füße werden steif und die Glieder hart. Mein Reisefamerad erhebt sich, einen andern Platz zu suchen. Nach einer Weile kommt er wieder angetrabt und schleppt eine dunkle, mächtige Masse hinter sich her, eine große Segeltuchdecke, die er irgendwo an einem der Boote abgeknallt hat. Ein herrlicher Einfall! Wir breiten sie am Boden aus, legen uns darauf und ziehen den andern Teil über unsere fröstelnden Körper. Nun liegen wir warm, denn das harte Tuch läßt keinen Luftzug herzu. Wohligh strecken wir uns aus, fühlen, wie die Wärme durch unsern Körper rieselt.

Und wieder sinnend, träumen, schlafen wir! Schlafen tief und fest. Einmal weckt uns ein heller Klang: die Schiffsglocke verkündet die Mitternacht. Hart klingt ihr Ton durch die stille Nacht und fast gespenstigh. Wir fahren auf, erschreckt und voller Fragen. Sinken dann wieder zurück in halbawachen Schlaf. Die Stunden schleichen. Ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr! Oft erwachen wir. Die Glieder schmerzen.

Doch geht es nun schon dem Morgen entgegen. Plötzlich tönt wieder der schrille Laut der Schiffsglocke; durch den Dunst der Dämmerung hat man das erste Licht eines Leuchttur-

mes auftauchen sehen. Nun fahren wir schon der Insel entgegen. Das Deck füllt sich mit schlaftrunkenen Leuten, die nach ihr ausschauen, fragend nach dem fernen, unbekannten Lande, sehnsüchtig und bewegt nach der stillen Heimat.

Wir schälen uns aus unseren schützenden Hüllen, stehen fröstelnd im Morgenwind. Da steigt ferne, ferne die Insel auf, ein dunkler Saum am dunkeln Meer.

Lichter blitzen auf, Leuchttürme versenden ihren Schein. Ein weiter Golf öffnet sich uns entgegen. Steil fallen schroffe Felsen in blauschwarzes Wasser ab. Ganz hinten erstrahlt ein Kranz von Sternen. Das ist Terranova, die Stadt im Grunde des Golfes.

Und nun fahren wir in die Öffnung zwischen den felsigen Gebirgen hinein, in den Golfo degli Aranci, den hellen Meeresarm, der weit ins Inselland sich hinein erstreckt.

Und da liegt sie nun vor uns, diese einsame, vergessene Welt, dieser stille Hort im Meere, unberührt und unbekannt, voller Fragen und voller Versprechen!

*

Es ist ein streng in sich geschlossenes Land, das wir betreten, von der übrigen Welt getrennt durch Meer und Berge. Weit auseinander liegen die kleinen Städte, die Dörfer; endlos dehnen sich Weiden und Hochebenen dazwischen. Stundenlang wandert man in den Gebirgsgegenden, ohne an ein Dorf, oder auch nur an eine kleine Ansiedelung zu stoßen, ja ohne einem Menschen zu begegnen.

Die vergessene Insel! Nicht mit Unrecht wird Sardinien so genannt. Es liegt so abseits von jeglichem Verkehr, so außerhalb der großen Straßen, daß auch der vielreisende Europäer wenig oder nichts von ihm weiß. Aber auch der Kontinental-Italiener kennt diesen Teil seines Vaterlandes kaum, und wenn er als Beamter, als Funktionär des Staates dorthin geschickt wird, so hat er nur den einen Wunsch: möglichst bald wieder zurückkehren zu können. Schuld an dieser Mißachtung sind die unausrottbaren Vorurteile gegen dieses Stück Muttererde und die unheilvolle Vernachlässigung, unter der Sardinien Jahrhunderte lang zu leiden hatte. Eine Reise auf der Insel aber kann zu den schönsten Erlebnissen werden. Ihre Besonderheit, ihre kulturelle und landschaftliche Eigenart, ihre Abgeschlossenheit und Unberührtheit haben sie alle jene eigentümlichen Werte

behalten lassen, die in verkehrsreichen Gegenden schnell abgeschliffen werden.

Sardinien ist nach Sizilien die größte Insel des Mittelmeeres. Nach der Art der Entstehung gehört sie zusammen mit dem bekannteren Korsika, von dem es nur durch die etwa zehn Kilometer breite Straße von Bonifazio getrennt ist. Den Mutterleib umgeben wohl fünfzig größere und kleinere Inseln, von denen der Kriegshafen Maddalena und Caprera, Garibaldis Refugium, die bekanntesten sind.

Es ist ein ausgesprochenes Gebirgsland, das wir betreten; mehr als vier Fünftel der Insel sind Berglandschaften. Ein Granitmassiv durchschneidet sie auf ihrer östlichen Seite und erhebt sich in der Kette der Monti del Gennargentu bis zu über 1800 Meter Höhe. Noch im späten Frühling erglänzen die obersten Spitzen in silbrigem Schnee. Steil stürzen die Berge im Osten ins Meer ab, während sie nach Westen sanfter und in hügeligen Wellen sich abdachen, Wellen, zwischen denen die weiten Hochebenen, die altipiani, und fruchtbare Weideflächen sich ausdehnen.

Im westlichen Teil der Insel liegen denn auch die wenigen größeren Orte: die beiden Hauptstädte: Cagliari im Süden und Sassari im Norden, der Fischerhafen Alghero, und die beiden Zentren des Minenbezirkes, Oristano und Iglesias. Außer diesen Küstenorten hat nur noch Nuoro, die hochgelegene Heimat Grazia Deleddas mehr als zehntausend Einwohner. Die Bevölkerungsdichte ist denn auch sehr gering, geringer noch als in den am wenigst besiedelten Teilen des Mutterlandes; kaum vierzig Einwohner kommen auf den Quadratkilometer, in den Gebirgsgegenden nicht mehr als zehn bis fünfzehn.

Im Frühling ein helles, grünes Land, liegt die Insel im Sommer braun und ausgedörrt da, denn sie besitzt fast keine Flüsse. Ihre Wasserläufe sind Wildbäche, torrenti, die in der heißen Jahreszeit ausgetrocknet sind, während der Schneeschmelze und zur Regenzeit hingegen zu reißenden Strömen anschwellen. Auch Seen fehlen vollständig; nur an den westlichen Küstenstrichen findet sich in den Tiefebene eine große Anzahl untiefer Sümpfe und Weiher, sogenannte „stagni“, die oft mit dem Meere durch künstliche Kanäle verbunden sind. Sie sind Überreste der jährlich wiederkehrenden Überschwemmungen und in der Sommerszeit

gefürchtete Fieberherde. Die Malaria, Jahrhunderte lang die furchtbare Geißel der Insel, herrscht denn auch dort am schlimmsten. Sonst sind diese stagni nicht ohne Reiz. Eine Menge seltener Vögel beleben die brackigen Wasser; Silber- und Purpurreiher überfliegen sie, der graue Kranich bevölkert sie im Sommer und Herbst, der Flamingo überwintert an ihren Ufern.

Trotz der schwierigen und spärlichen Bewässerung ist die Insel nicht unfruchtbar. An den westlichen Küstenstrichen gedeihen überall Orangen, Limonen und Mandeln. Silbergraue Olivenhaine besäumen die Hügelhänge, mächtige Korkeichenwälder überziehen den nördlichen Teil der Insel, gewaltige Steineichen geben den Gebirgsgegenden ihr besonderes Aussehen. Die südwestlichen Hänge des Gennargentu sind von weiten Wäldern von Nußbäumen und Edelkastanien überrauscht. König Viktor Emanuel I. soll besonders den Anbau von Eibäumen gefördert haben; wer eine bestimmte Anzahl pflanzte, konnte in den Adelsstand erhoben werden, bei ganz großen Beständen sogar den Grafentitel erhalten.

Große Strecken der gebirgigen Teile wie auch der Küstengebiete sind von einem niedrigen Buschwerk besetzt, der „macchia“, einem immergrünen Gesträuch, vermischt mit Erika und Ginster. Im Frühling erhebt überall der Asphodelus, eine weißblühende Lilienart, seine hochragende Glockenkrone. Agaven und Opuntien (Feigenkaktus) dienen zur Einfriedigung der Gärten und Felder; in bestimmten Gegenden trafen wir wahre Wälder dieser stacheligen Gewächse an.

Wein wächst allerorten, der beste, der „malvagia“, in der Gegend von Cagliari. Die Rebberge ziehen sich bis weit in die Gebirgsgegenden hinauf; überall tranken wir einen guten, freilich nicht immer leichten Wein.

Der echte Sarde ist Bauer und Hirte. Im Innern der Insel ist denn auch die Landwirtschaft die einzige Erwerbsmöglichkeit. Stolz schauen diese Bauern auf die Industriearbeiter der Städte und der Küstenorte herab; nur das Hirtenleben und die Jagd scheinen ihnen eines freien Mannes würdig. Wie sie im Laufe einer langen und zähen Entwicklung mit erbittertem Trotz ihre Freiheit verteidigten und immer wieder gegen die fremden Eroberer ankämpften, so hängen sie auch heute noch fest an ihrer persön-

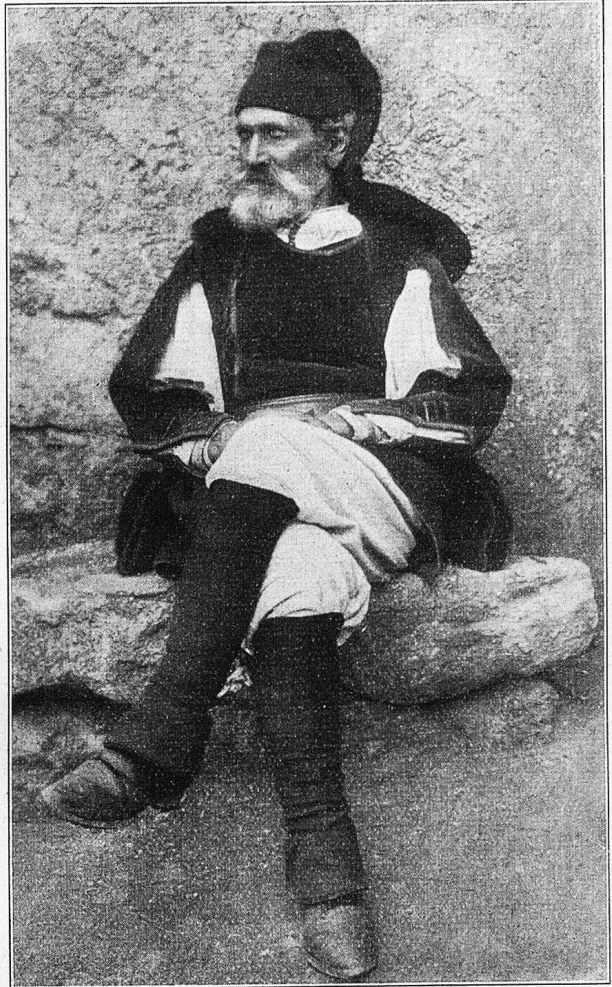
lichen Freiheit. Sie sind nicht gewohnt, „das Knechtesjoch fremder Arbeit“ zu tragen. Und man muß sie sehen, diese stolzen Gestalten, wie sie, hoch zu Pferd, die Doppelflinte quer über dem Rücken, die Straßen der Dörfer ausreiten, um sich nach ihren Feldern zu begeben. Zu ihren eigenen Knechten aber haben sie ein durchaus patriarchalisches Verhältnis; das Gesinde wird zur Familie gerechnet, seine Kinder werden mit den eigenen aufgezogen.

Der Familiensinn ist sehr stark entwickelt, stärker noch als im übrigen Italien. Und das häusliche Leben spielt sich in fast biblischen Formen ab. Stets ist der Vater das Oberhaupt, dem sich alle willig unterwerfen. Im selben Hause wohnt man zusammen: Großeltern, Eltern, verheiratete Söhne, Schwiegertöchter, Enkel, alle sind zu einer großen Familiendynastie vereinigt. Das Wort des Ältesten gilt unbedingt.

Arbeit ist für alle genug vorhanden. Der eine Sohn ist Bauer und besorgt Stall und Feld, die andern sind Hirten und leben fast das ganze Jahr außer Haus auf den weiten Weidenflächen, den „tancas“, wo sie ihre Schaf- und Ziegenherden hüten. Nur selten, und nur bei besonderen Gelegenheiten kommen sie nach Hause.

Große Bedürfnisse kennt der sardinische Bauer nicht, und so liefert ihm sein Feld alles, was er braucht. Bei den alten Schriftstellern galt Sardinien als „das Vaterland der Schafe“. Sie liefern nahrhaften Käse, liefern die Wolle für die Kleidung, die Ziege gibt dazu die fette Milch, der Acker das nötige Mehl, Gerste und Bohnen, die Haustiere liefern das Fleisch, der Olivenbaum das Öl, die Edelkastanie ein weiteres wichtiges Nahrungsmittel. „Zehn Viertel Gerste hat er gesät, acht Viertel Weizen und zwei Viertel Roggen. Wenn er heiraten will, er kann wohl eine Frau ernähren!“ rühmt ein Vater von seinem Sohne. Und von der zu erwartenden Schwiegertochter meint er: „Brot wird sie finden, Wein, Korn, Gerste, Bohnen, Öl, alle guten Gaben Gottes, und Käse und andere guten Sachen mehr.“

So ist der sardinische Bauer vollkommen frei und unabhängig von seinen Mitmenschen. Und daher vermochte dieses Hirtenleben seine eigentümliche Kraft zu erhalten, die ihm seit dem Altertum innewohnt, und die in einem ewigen Gegensatz zu den Sitten der fremden Eroberer



Bauer aus Nuoro.

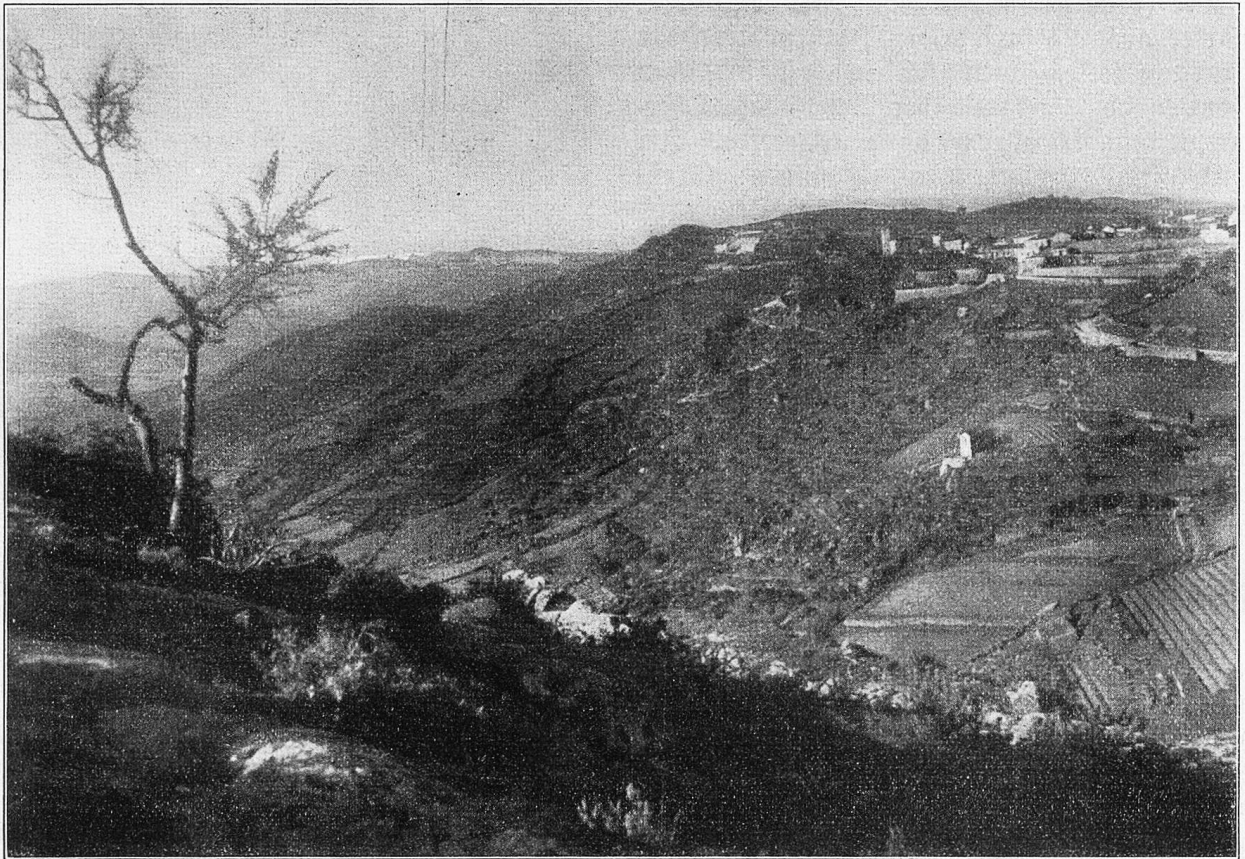
und Eindringlinge steht, die sich an den Küsten festsetzten, den Boden aufwühlten und mannigfaltigen Erwerb suchten. Der sardinische Hirte hat nicht nur eine starke Abneigung gegen jede Verminderung seiner persönlichen Freiheit — so stieß zum Beispiel auch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auf harte Widerstände — sondern auch gegen jede von außen kommende Neuerung. So bearbeitet und bebaut er denn auch seinen Boden noch mit den primitivsten Werkmitteln, von einem intensiven und rationellen landwirtschaftlichen Betrieb kann auch heute noch keine Rede sein. Und für die wirtschaftliche Entwicklung der Insel ist dieser scharfe Gegensatz zwischen Freiheit und Zivilisation eines der stärksten Hindernisse.

In unermesslicher Weite dehnen sich die Weidenflächen, die „tancas“, aus. Nur hie und da stehen zwischen Buschwerk und Brombeeren Korkeichen auf den grünen Triften. Im Sommer wuchert das Gras üppig auf den Wiesen, wie

ein Meer von goldigem Grün liegen sie da. Bäche rieseln durch das dichte Holundergebüsch; an ihren Ufern halten sich die Pflanzen das ganze Jahr frisch, und der Duft der Binsen, der Minze und des Thymian wirkt in der Nacht fast betäubend.

Im Vorsommer kommt der Tag des großen Schaffscherens. Die ganze Familie reitet auf die Tanka hinaus. Sofort nach dem Frühstück beginnt die Schur. Die Schafe werden gebunden

Als Unterkunft auf den Weiden dient den Hirten eine Hütte, die aus lose aufeinander geschichteten Steinen hergestellt wird. Sie hat die Form der prähistorischen Rundhütten, der „trulli“, wie wir sie in Apulien finden. Hier verbringt der Hirte seine Nächte und die heißen Sommertage, nährt sich von der Milch der Tiere und dem harten Brote, das in ganz dünnen Fladen gebacken wird und monatelang genießbar bleibt.



Gebirgsland im Nuorese. Im Hintergrund die schneebedeckte Kette der Monti del Gennargentu (1900 m über Meer).

ins Gras gelegt, und eifrig schneiden ihnen die Hirten die Wolle ab, ohne daß die Tiere auch nur den geringsten Widerstand leisteten. Die schmuckige, zottige Wolle liegt in großen Haufen auf dem Boden, und die Schafe kehren, von der Fessel befreit und merklich verkleinert zur Weide zurück. Indessen treffen die Frauen die Vorbereitungen für das Mittagessen, während der Vater einen Stein glühend macht, um dicke Milch zu bereiten und einer der Söhne ein Lamm schlachtet, entfellt und es am Spieße bratet. Um die Mittagszeit vereinigen sich alle zum großen Schmause, der in heiterster Fröhlichkeit vor sich geht.

Der eigentliche Sommer kommt spät, aber heiß über die grünen Flächen. Alles ausdorrrende Südwinde überstreichen sie. Dann liegt die Tanka braun und graslos da, und der Hirte muß mit seiner Herde weiter hinauf an die Berghänge. Der Herbst aber ist gewöhnlich milde und lieblich. Der Himmel verbreitet jene Klarheit, die nur dem Herbst eigen ist. Und unter diesem klaren Himmel erscheint die Tanka noch ausgedehnter, fast unbegrenzt; es ist, als tauche sie unter am Horizonte, am Strande des fernen Meeres.

Mit dem Eintritt des Winters zieht der Hirte aus den Hochebenen fort, hinunter in die tiefer

gelegenen Gebiete der Küstenstriche; im April oder Mai kehrt er in sein Dorf zurück. Auf seinen Pferden führt er das notwendigste Geräte mit, vor allem den der Käsebereitung dienenden mächtigen Kupferkessel. Sommer und Herbst, Frühling und Winter umgibt ihn die unendliche Einsamkeit seiner Weiden, auf denen er unumschränkter Herrscher eines schier unbegrenzten Reiches ist.

Einen andern bedeutenden Erwerbszweig bildet die Fischerei, die sowohl in den vielen stagnierenden als auch im offenen Meere betrieben wird. Besonders ergiebig ist der Thunfischfang an der Westküste, hauptsächlich auf den Inseln San Pietro und Sant' Antioco, wo den Fischen in der Laichzeit ihre bekannten Zugstraßen abgesperrt und sie zu Tausenden in den „tonnare“, den Totenkammern zusammen getrieben werden.



Bauer mit Ochsengespann.

Außer diesem Haupterwerbszweig sind noch zwei, drei andere zu nennen: der Bergbau, der Fischfang, die Korkindustrie. Sardinien hat wie Sizilien einen eigentlichen Minenbezirk. Er liegt im Südwesten der Insel; Iglesias ist sein Zentrum. In der Hauptsache sind es Blei- und Zinkbergwerke, aber auch Eisen, Kupfer, Magnesia, Braunkohle werden gefördert. Schon in der Römerzeit stand der Bergbau in hoher Blüte; die Minen wurden vom Staate durch Sklavenarbeit betrieben. Später waren es die Pisaner, die trotz primitivster technischer Mittel erstaunliche Leistungen aufwiesen. Heute mögen 10—15 000 Arbeiter in diesen Bergwerken beschäftigt sein.

Im gebirgigen nördlichen Teil der Insel spielt die Korkindustrie eine große Rolle. Die Gegend von Tempio ist weit herum erfüllt von dem Rauschen mächtiger Korkreichenwälder, und die Abschälung der Korkrinde und ihre Verarbeitung zu Pfropfen, Stöpseln und zu Korkpapieren bildet eine Hauptbeschäftigung der Bevölkerung.

Noch liegt Sardinien weit ab vom Fremdenverkehr. Wer es bereist, sind die Einkäufer, die Holz, Wein, Kork aufkaufen wollen, sind die reisenden Kaufleute, die ihren kleinen Kunden nachgehen. Mit irgend einem touristischen Komfort darf der Besucher der Insel nicht rechnen. Wirkliche Hotels gibt es nur in den beiden

Hauptorten der Insel und in dem Eisenbahnknotenpunkt Macomer. Aber überall fanden wir kleine Gasthöfe, gut geführte Restaurants, in denen wir Unterkunft erhielten — primitiv freilich, wie in der Arche Noah. Ein Bett zu zweit, eine Waschkübel zu dritt. Und eine gewisse Lokalität war meistens nirgends zu finden, oder dann dort, wo wir den — Küchenkasten vermuteten.

Auch in den Dörfern, in denen ein eigentliches Gasthaus nicht vorhanden ist, ist in irgend einer Weise für das Unterkommen eventueller Reisender gesorgt. Jrgendwo ist immer ein Bett zu finden, beim Krämer, beim Posthalter, und überall bekommt man einen Teller nahrhafter und wohlgeschmeckender Gemüsesuppe, ein Stück Schafffleisch, ein Glas frischen Weines. Und auch da, wo scheinbar nicht unterkommen ist, findet der mit Geduld und Liebenswürdigkeit gewappnete Reisende ein sauberes Kämmerlein.

Ein sauberes! Die Reinlichkeit ist in Sardinien durchwegs größer als im übrigen Südtalien. Und angenehm ist die bescheidene Zurückhaltung der Bevölkerung. Niemand drängt sich auf, bietet sich an, will sich dem Fremden als Führer, als Träger aufzwingen. Unter

dem gewerkigen und tüchtigen Volke lebt man ungestört und in größter Sicherheit. Vor Anrampelungen, vor Diebereien mußten wir uns sicher. Nie wäre es uns eingefallen, unsere Zimmertüre zu verriegeln, auch dann nicht, wenn wir stundenlang über Land gingen und niemand zu unserem Gepäck sah. Und nie vermißten wir auch nur die kleinste Kleinigkeit.

Sehr erleichtert wird dem Fremden der Aufenthalt auf der Insel durch die hier noch geübte Form größter Gastfreundschaft. Diese alte, geheiligte Sitte geht so weit, daß selbst der größte Feind, wenn er unter das Dach seines Widersachers gerät, als Gast behandelt wird. Es gibt außer dem andern Gesetz, dem der Blutrache, kein höheres als dieses der Gastfreundschaft, die in allen Fällen, auch einem Verbrecher gegenüber, gehalten werden muß. Nie wird ein Sarde den, der unter seinem Dache Schutz sucht, verraten, und die Landessitte kennt keine größere Schmach als einen solchen Verrat.

Und so zurückhaltend der Inselbewohner dem Fremden gegenüber ist, so wenig er sich vordrängt, so stolz und unabhängig er sich gibt: betritt ein Fremder aus irgend einem Grunde sein Haus, so ist er sein Gast, im schönsten und wahrsten Sinne des Wortes.

(Schluß folgt.)

Antike Weisheit

in römischen Sinnsprüchen.

Bedenk, daß es um deine Sache geht,
Wenn deines Nachbars Haus in Flammen steht!

* * *

Trohlocke nicht zu früh, und kommen böse Tage,
Bewahre guten Mut und spare deine Klage!

* * *

Mensch, mach dich nicht zum Knecht um deines
Magens willen!

Es kann auch ein Stück Brot gar wohl den
Hunger stillen.

* * *

Und fährt ein Simpel über'n Ozean,
Kommt bald ein Simpel in den Tropen an.

Hab acht, wenn Schmeichler dich mit ihrem Lob
beschönen;

Der Vogelfsteller lockt mit süßen Flötenklängen.

* * *

Das ist kein Held, der in der Not dem Leben
kann entsagen;

Der ist es, der ein schweres Kreuz mit Würde
weiß zu tragen.

* * *

Ob Gunst und Glück auch duzendmal
Den Genius betrogen hat,
Bei gutem Werk und hohem Ziel
Ist schon der Wille eine Tat.

Übersetzt von Hans Hürlimann.